

Zeugnisse jüdischen Lebens und Leidens in Neuwied

Personen – Schicksale – Zeugnisse



Die Juden der Jüdischen Gemeinde Neuwied lebten in einer von heute aus betrachtet fernen, vergessenen, vielleicht auch verdrängten Epoche. Dabei waren sie doch Deutsche wie wir, gehörten lediglich einer anderen Religionsgemeinschaft an, lebten mit unseren Vorfahren in allen denkbaren Beziehungsgeflechten. Und obwohl sie sich immer um Zugehörigkeit bemühten, erscheint uns ihr Leben, Denken und Fühlen heute fremd, fremd durch Religion, Tradition, Riten und ihr engstes Zusammengehörigkeitsgefühl. All das identifizierte sie als eigenständige Gruppe. Auch wenn die Juden Neuwieds nicht in einem Ghetto wohnten, erscheinen sie irgendwie als Außenseiter. Oder macht sie erst die Kenntnis ihres späteren Schicksals für **uns** zu Außenseitern? Nein: Es waren ganz normale Menschen wie du und ich, mit allen denkbaren Stärken und Schwächen. Schon dass man das heute betonen muss, beweist, dass die Juden gestern wie heute im Spannungsverhältnis zwischen Zugehörigkeit und Ausgrenzung lebten, ja immer als etwas Anderes (Besonderes?) betrachtet wurden. Noch heute oszilliert das Verhältnis vieler zum Judentum zwischen den Extremen Ablehnung und sogar Hass einerseits und Idealisierung und übersteigerten Erwartungen andererseits.

Diese unsere heutigen Vorstellungen von jüdischer Fremdheit innerhalb des damaligen deutschen Nationalstaats sind zugleich richtig und falsch. Die Juden verstanden sich vorwiegend und zu allererst über ihr Deutschsein und erst in zweiter Linie über ihr Jüdischsein. Dies bezeugt die Teilnahme von ca. 100.000 jüdischer Männer am 1. Weltkrieg und ihren Stolz auf die ihnen damals verliehenen Orden und Ehrenzeichen. Andererseits definierten sie sich selbstverständlich über ihre Religionszugehörigkeit. Im Alltag spielten religiöse Unterschiede aber offensichtlich keine so bedeutsame Rolle: Freundschaften, Vereinszugehörigkeit, nachbarschaftliches Zusammenleben waren selbstverständlich und

schufen Gemeinschaft. Hierfür gibt es bis in die späten 30er Jahre hinein – letztlich bis in die letzte Deportationswelle 1942 - zahlreiche Zeugnisse.

Und trotzdem waren und blieben Juden unter dieser scheinbar heilen Oberfläche etwas Eigenes, manchmal misstrauisch Beäugtes. Denn Juden hielten sich durch Heiraten und religiöse Riten für sich und waren durch ihren Moralkodex oftmals sozialer als ihre christlichen Konkurrenten, was nicht nur Dankbarkeit, sondern auch Neid erzeugte. Der Hauptgrund für das unterschwellig empfundene Anderssein bestand jedoch darin, dass der Antisemitismus seit Jahrhunderten - gesellschaftlich und konfessionell-christlich anerkannt - unter dieser Oberfläche brodelte – lebendig und jederzeit bereit hervorzubrechen.

In meinen Recherchen der letzten 15 Jahre drängt sich mir immer wieder die Frage auf: Wie konnte die Shoa mit ihren unvorstellbaren Grausamkeiten das gewachsene Zusammenleben der Menschen so auf den Kopf stellen? Inzwischen bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass die Frage falsch gestellt ist.

Lassen Sie mich hier scheinbar etwas vom Thema abschweifen und unsere Gegenwart als Beispiel und Erläuterung heranziehen: Ausgrenzung, Hass und Grausamkeit sind als Bedrohung unserer Gesellschaft und unseres Zusammenlebens immer unterschwellig präsent, bereit, unter gewissen Bedingungen auszubrechen, wie z.B. als Angst vor Fremdem, vor tatsächlicher oder vermeintlicher Bedrohung, vor materiellem Abstieg und aus religiöser Intoleranz. Es scheint so, als brauchten wir Menschen manchmal nur eine Rechtfertigung, eine Sanktionierung von Oben oder durch die Masse - und schon kann es um unsere Mitmenschlichkeit geschehen sein. Verharmlosend wird dies als „Mitläufertum“ bezeichnet. Dies erleben wir auch heute wieder, wo neben großer Mitmenschlichkeit Fremdenhass und Rassismus Bewegungen wie die Pegida Straßen und Plätze füllen und - politisch leicht verbrämt als AfD - sogar wieder in Parlamente gewählt werden.

Wir haben uns in der Rückschau daran gewohnt, Jahreszahlen wie 1933, 1939 und sogar 1945 als Einschnitte zu betrachten, als handle es sich jeweils um eine deutliche Zäsur, einen totalen Neubeginn. In Wirklichkeit ging das normale Leben der Menschen auch in den 30er Jahren des Nationalsozialismus weiter; die scheinbar heile Oberfläche dieser Normalität blieb sogar noch eine Zeitlang erhalten. Man konnte sich auf sie zurückziehen, auf sie herausreden. Viele Menschen haben dies wider besseres Wissen bis zum Zusammenbruch und darüber hinaus durchgehalten, haben weggesehen aus Angst, aus allzu menschlicher Schwäche.

Ich bitte, diese lange Einleitung zu entschuldigen. Ich möchte am Beispiel einiger Lebenszeugnisse von Neuwieder Juden verdeutlichen, dass ihr gesellschaftlicher Status immer zwischen Emanzipation, Integration, Ausgrenzung und Verfolgung oszillierte. War es der Kampf gegen diese permanente Unsicherheit, die vielen Juden ihren unbeugsamen Überlebenswillen, aber auch ihre hohe Moral gab? Denn so unvorstellbar uns die unmenschlichen Grausamkeiten innerhalb und außerhalb des NS-Systems erscheinen, so unbegreiflich erscheint mir die moralische Unzerstörbarkeit der Überlebenden und ihre Bereitschaft, trotz allen Leides, das sie erfahren mussten, an das Gute im Menschen festzuhalten und sich später wieder zur Versöhnung durchzuringen. Auch hierzu gibt es zahlreiche Zeugnisse und Belege.

Hannah Arendt, die kritisch und differenziert wie kaum jemand anderes den Eichmann-Prozess 1961 begleitete, prägte aus der Beobachtung des Angeklagten heraus das Wort von der „Banalität des Bösen“. Auch wenn alle Welt sich darauf versteift hatte, Adolf Eichman als Monster und das personifizierte Böse zu sehen, bestand Hannah Arendt darauf, dass er ein

ganz normaler Mensch war, im Hinblick auf seine ungeheuerlichen Untaten ein armseliges Würstchen ohne individuelle Kontur, ohne eigene Merkmale. Sie warnte vor jeglicher Überhöhung des Bösen zu einer Monstrosität und formulierte wie folgt:

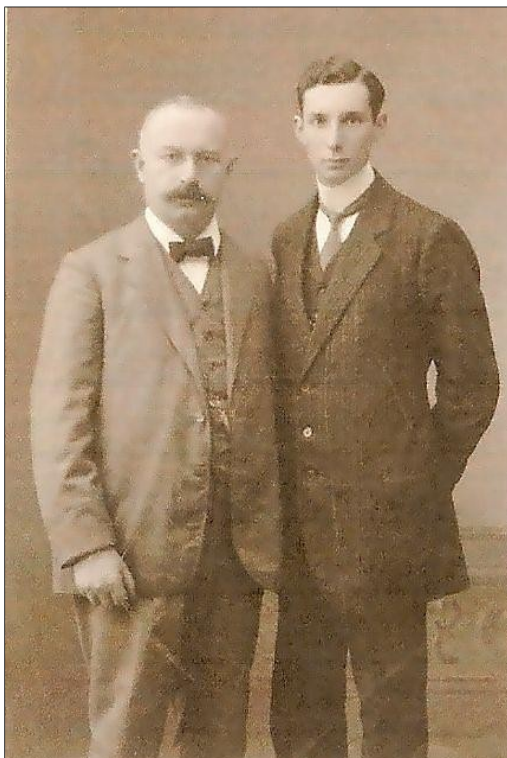
Die größten Übeltäter sind jene, die sich nicht erinnern, weil sie auf das Getane niemals Gedanken verschwendet haben, und ohne Erinnerung kann nichts sie zurückhalten. ... Das größte Böse ist nicht **radikal**, es hat keine Wurzeln, und weil es keine Wurzeln hat, hat es keine Grenzen, kann sich ins unvorstellbar Extreme entwickeln und über die ganze Welt ausbreiten. (**Hannah Arendt: Über das Böse**, hgg. aus dem Nachlass von Jerome Kohn, übersetzt von Ursula Ludz, (Piper) München-Berlin-Zürich, 11.Aufl. 2016, S.77)

Ich füge hinzu: So wird das Böse allgegenwärtig, alltäglich, bereit, sich in jeder Gesellschaft, in jedem Menschen fast unbemerkt und unangreifbar auszubreiten. Es schlummert in jedem von uns, der sich seiner Moral wie seiner Schwäche nicht immer von neuem bewusst wird, und bereit ist, jederzeit gegen ihre Bedrohungen anzugehen. So sehe ich in den jüdischen Schicksalen immer auch eine Lehrstunde über uns persönlich und den Menschen überhaupt.

.....

Im Folgenden möchte ich Ihnen folgende Zeugnisse und Schicksale vorstellen:

- 1) **Die Anfänge der Jüdischen Gemeinde** Neuwied (Synagogenbau, Einweihung der Synagoge 1748, ihre Wiedereinweihung 1883, einen Vortrag von Josef Geisel 1928 und ein Brief von Gunter Ransenberg)
- 2) Die Kaufmannsfamilie **Fritz Cremer** aus der Mittelstraße
- 3) Ein Bericht über die **Familie Meyer** (Brief an Friedrich Wolf, Gedenkreden 1947/8)
- 4) **Günter Ransenberg**, einziger Überlebender der Familie Ransenberg, des letzten Rabbiners und Lehrers der Jüdischen Gemeinde



(FOTO GEISEL)

Joseph Geisel mit Sohn Sally

(Quelle: M.L. Dingeldey, Heimatjahrbuch 2017)

Josef Geisel, Eigentümer eines Schuhhauses in der Mittelstraße, hielt 1928 einen Vortrag zum 180. Jahrestag der Synagogeneinweihung, zu dem er Akten der Jüdischen Gemeinde und des Fürstlich-Wiedischen Archivs heranzog. Dieser Vortrag liefert unschätzbare Informationen über den Synagogenbau, über die damalige Jüdische Gemeinde und ihr Verhältnis zum Fürstenhaus. Mit großer Selbstverständlichkeit – manchmal

auch leicht ironisch - kritisiert er die Streitigkeiten innerhalb der Gemeinde, aber auch die Spannungen mit dem Landesherrn.

Lassen Sie mich den ersten Abschnitt zitieren, aus dem die Liebe und Wertschätzung der Synagoge ebenso spricht wie das Bedauern über die Geschichtsvergessenheit der eigenen Gemeinde: **FOTO GRAF** „In einer der abgelegensten Ecken unseres Städtchens, dazu noch ganz verdeckt durch davorstehende alte Häuschen steht der niedrige, aber massive, würfelförmige Bau unserer altehrwürdigen Synagoge, verunziert noch durch späteren unschönen und unpassenden Anbau. Keiner von unserer heutigen Generation wusste noch etwas über die Zeit des Baues. Da entdeckte ich in einer müßigen Stunde beim Durchblättern alter Gemeinde-Akten eine Notiz des vor ungefähr 40 Jahren verstorbenen früheren Vorstehers **A d o l f R e i n a c h**, wonach die Einweihung der Synagoge im August 1748, also vor nunmehr 180 Jahren, erfolgt sein sollte. Da aber niemand weder an ein Gedenken des 150. noch des 175. Einweihungstages sich erinnerte, so habe ich versucht, die Daten und die Geschichte unserer Gemeinde und unserer Synagoge festzustellen.“



Graf Johann Friedrich Alexander zu Wied

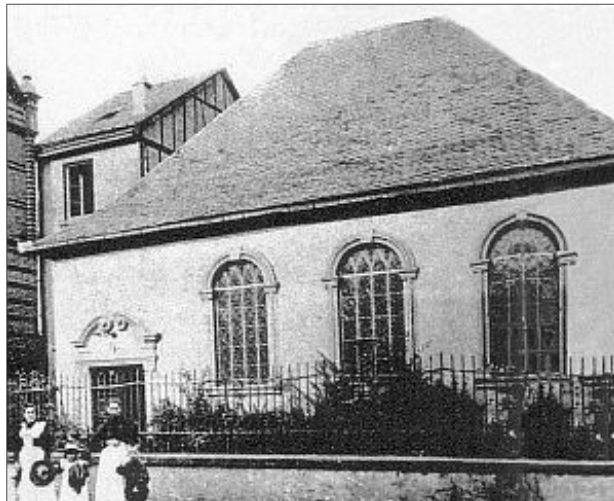
Der Geisel-Bericht relativiert das Einvernehmen zwischen dem Landesherrn und der Jüdischen Gemeinde und den Zusammenhalt innerhalb der Gemeinde. Er beweist außerdem, dass der Graf Friedrich Alexander ganz handfeste wirtschaftliche Interessen hatte und sein Handeln nicht primär durch Toleranz und Menschlichkeit bestimmt war. Die Idee zum Synagogenbau ging bekanntlich vom Grafen aus, der dem Gutachten eines Herrn von O. folgte, der seinerseits folgendes empfahl: "... gnädigste Herrschaft bekommen dadurch eine mächtige **Ruthe** in die Hände, die Juden zu **züchtigen**, wenn dieselben im Falle der Noth nicht Geld herbeischaffen wollen." Ein Nachsatz zu diesem Gutachten lautete: "Nach meinem Begriff sind die Juden ein Schatz für die gnädigste Herrschaft, welcher, wenn er recht **administrireret** wird, beständig abwerfen muss, wozu der Vorsteher ein Vieles thun und lassen kann". Als Bauplatz wurde **1740** ein Grundstück, genannt der „Zweifelshof", angewiesen. Bevor jedoch gebaut werden konnte, musste zunächst eine Gemeinde-Ordnung resp. Gemeinde-Verwaltung

geschaffen werden. (siehe oben: administriert!) Das scheint aber keine einfache Sache gewesen zu sein.

Offensichtlich war sich die Gemeinde durchaus bewusst, dass durch die Gemeindeordnung und den Bau der Synagoge der Zugriff des Grafen auf die jüdischen Familien erleichtert wurde. Deshalb wurde der gesamte Bauprozess durch Tricks, Eingaben u.ä. sanft aber wirkungsvoll boykottiert. Der Graf versuchte, durch diverse Edikte den Bau zu beschleunigen – erfolglos. So vergingen die Jahre. Am 28. März **1746** hatte der Graf wohl die Geduld verloren. Es erging ein neues Dekret, welches lautete: "**Der gesamten gräflichen Judenschaft wird Special-Befehl zu Folge die Fortsetzung des Baues befohlen, bei 100 Rhtr. Strafe.**"

Aber auch jetzt konnte der Bau noch nicht fertig gestellt werden, denn inzwischen hatte der Zimmermeister Härig das Bauholz für die Juden-Schul (also die Synagoge!) anderweitig verwendet. Und wieder verging über 1 Jahr, und der Bau war immer noch nicht fertig. Ein neues Unglück war inzwischen geschehen. Diebe hatten das ganze Synagogen-Silber-Geschirr gestohlen. Am 18. Juli **1747** wurde abermals dem Juden-Vorsteher bei 100 Rhtr. Strafe befohlen, diesen Sommer die Schul fertig zu machen. Aber auch im Jahre 1747 wurde der Bau noch nicht fertig.

(FOTO SYNAGOGE) Endlich - im Juli **1748** - war das schwere Werk soweit gediehen, dass man an die Sitzverteilung gehen konnte. Die Sitze wurden in 3 Klassen eingeteilt. Die erste Klasse kostete 20, die zweite Klasse 15 und die dritte Klasse 10 Rhtr. Auch scheinen Sitze teils auf Lebensdauer teils auf „erblich“ vergeben worden zu sein.



Es begann nunmehr ein Kampf um den Platz No. 1 und über die Reihenfolge der anderen Plätze, bis ein Dekret des Reichsgrafen eine vorläufige Entscheidung dahingehend fällte, dass diejenigen Juden, die eigene Häuser hatten, einen Vorrang genießen sollten. Auch sollte ihnen freigestellt werden, freiwillig höhere Steuern zu zahlen (!), wenn sie einen höheren Platz haben wollten.

Nach all diesen Schwierigkeiten und Spannungen sah sich der Rabbiner Lazarus Salomon wohl genötigt, bei der Einweihung am 13. August 1748 eine deutliche Ergebnissadresse an

Weiter heißt es: „Erfreulich war es, wahrzunehmen, dass bei dem veranstalteten öffentlichen Umzuge nicht allein eine große Anzahl Christen aller Sekten und Konfessionen, die sich hier repräsentiert finden, sondern sogar viele der zur Synagoge anwesenden Deputierten teilnahmen, und in dieser Weise nicht nur einen Akt echt christlicher Toleranz, sondern wahrhaft religiöser Gesinnung betätigten. Möge Neuwied in beider Hinsicht einer größeren Nachbarstadt als Vorbild dienen!“ (gemeint ist wohl Koblenz.)

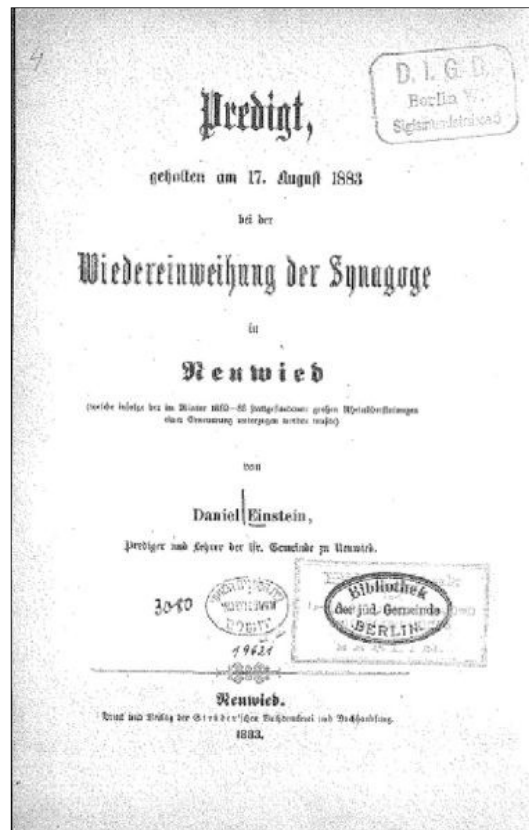


FOTO DANIEL Wie anders liest sich da die **Predigt des Rabbiners Daniel Einstein zur Wiedereinweihung der Synagoge 1883** und zwar nach dem verheerenden Hochwasser des vorhergehenden Winters von 1882, das offensichtlich die ganze Region verwüstet und die Menschen in Unglück und Not gestürzt hatte. Die Predigt ist diesmal an alle Bürger Neuwieds gerichtet und nicht mehr primär an das Fürstenhaus. Ausgehend von Psalm 93 beschwört Daniel Einstein seine Zuhörer „**Gott herrschet. ... Drum stehet fest die Welt. Drum stehe fest du Zagender, Kleingläubiger, und wanke nimmer!**“ Eigentlich noch in der Zeit der Emanzipation der Juden, schwingt in seiner Predigt eine Ahnung kommender schwerer Zeiten mit. Das Hochwasser, die Fluten des Rheins scheinen ihm eine Art Menetekel gewesen zu sein und auf noch größeres Unheil hinzudeuten. So würdigt Daniel Einstein zwar ausdrücklich und umfangreich den „erhabenen Kaiser“, das „erlauchte Fürstenhaus“ und die Beamten des preußischen Staates, aber er beschwört vor allem die Gottesfurcht und sittliche Kraft des deutschen Volkes. Er ist erleichtert, dass trotz der Auflösung der Ordnung keine „Ausschreitungen und Widergesetzlichkeiten“ stattgefunden hätten, dass sogar alle Menschen helfend zusammenstanden. Steht dahinter die Erleichterung darüber, dass kein Pogrom stattfand?

Unter Hinweis auf zahlreiche Verfolgungen besteht Einstein darauf, dass die Juden „den Adel, welchen ein reiner Glaube verleiht“, im Innern bewahrten, selbst „als unmenschlicher Druck sie darniederbeugte, als Mißhandlung sie entstellte, als die Vorenthaltung aller

Menschenrechte sie schutzlos jedem Angriffe preisgab“. Er fleht geradezu: „Man gönne doch einem jeden das Fleckchen Erde, das Gott in seiner Güte ihm geschenkt hat und gewähre einem jeden freien Spielraum, alle guten Kräfte darauf zu betätigen.“

Ich werde den Eindruck nicht los, dass David Einstein eine Vorahnung späterer Gräueltaten hatte, und sei es auch nur in der grundsätzlichen Furcht vor der Fortsetzung der Leidensgeschichte seines Volkes.



Günter Ransenberg, der einzige Überlebende der Familie des letzten Rabbiners und Lehrers Julius Ransenberg, schilderte in einem Brief aus seinem Exil in Mexiko 1981 liebevoll diese Synagoge:

Ich möchte den Brief in Auszügen kommentarlos vorlesen, weil aus ihm die ganze Liebe und Verbundenheit zu **seiner** Synagoge spricht. Er ist ein Zeugnis jüdischen Selbstverständnisses.

Innenraum der Synagoge

„... neben der Schule befand sich die viel, viel ältere Synagoge, ein ganzes Stück von der Front der Häuser zurückgesetzt. ... Ich weiß nicht, ob es einer gesetzlichen Vorschrift entsprach, dass diese Synagoge so versteckt und unauffällig gebaut worden war. ... Nur derjenige, der sich vorsätzlich bis in die Mitte der Sackgasse begab, konnte die Synagoge gewahr werden. Eine Mauer aus Steinen bis zur halben Höhe und dann mit Drahtgitter in der oberen Hälfte trennte das Gebäude von der Straße.

Ein kleines, grünes Vorgärtchen gab dann den Blick auf die Synagoge frei, deren Bau an eine große Kapelle erinnern konnte. Zwei große Rundbogen-Fenster gaben ihr einen feierlichen und kirchlichen Charakter.

Zwei Zugänge durch den Vorgarten gaben den Eintritt frei: Zuerst einmal geradeaus das doppelte, schwergewichtige Holztor, durch das des Samstags und des Feiertags die männlichen Andächtigen eintreten konnten. – und linker Hand etwas zurück lag der schmale Nebeneingang, der auch als Eingang zur Frauensynagoge diente. (...)



Wer bedeckten Hauptes in die Synagoge eintrat, gewährte unter sich den alten, schon abgetretenen Teppich, der das Geräusch der Schritte dämpfte. Linker Hand begrenzte die Mauer die Sicht. Auf ihr hing gleich beim Eingang eine Tafel, auf der mit Kreide bereits die deutschen Chöre angegeben waren, die an diesem Sabbat aus dem Choralbuch der Synagogengemeinde Neuwied zu singen seien. – Und einen Schritt weiter befand sich die

bronzene Tafel, auf der die 11 oder 12 Juden verzeichnet waren, die während des ersten Weltkriegs gefallen waren (...).

Und über uns verdunkelte die vorgezogene Empore unsere Sicht. Sie wurde von verschiedenen eisernen Pfosten getragen. Dort oben befand sich das Harmonium und der Platz für den Chor.

Am Mittelgang müssen wir dem großen, gusseisernen Ofen Platz machen, der des Wintertags versuchte, den großen Raum zu erwärmen.

Wenn wir uns nun vor den Ofen stellen und gen Osten blicken (also in die Synagoge hinein), dann sehen wir an der Ostwand (genau nach religiöser Vorschrift) den Altar, etwas erhöht, mit den beiden siebenarmigen Leuchtern an der Seite. Und in der Wand dahinter den Thora-Schrein, dessen Tür geschlossen ist und von einem samteneen Vorhang verdeckt wird. Der Vorhang trägt hebräische Schriftzeichen, die aussagen, wer diesen Vorhang einmal und zu wessen Andenken gestiftet hat.

Im Gottesdienst und beim zentralen und wichtigen Moment wurde der Vorhang geöffnet. Der Vorbeter entnahm eine der 6 oder 8 handgeschriebenen Thora-Rollen, um daraus den zuständigen Abschnitt des Tages vorzutragen.

Rechts und links von uns sind die langen Holzbänke, jede wohl für 6 Personen gedacht. Vielleicht waren es 14 Bankreihen beiderseits. Auf der linken Seite der Doppelreihen war ein Erweiterungsbau deutlich zu erkennen. Er wurde von Pfeilern getragen, die einst mit einer Mauer verbunden waren: Sie trennte diesen Teil vollkommen von dem Rest der Synagoge ab. – Das war die Frauensynagoge.

Seit mehr als hundert Jahren wohl war die Mauer abgerissen, aber die Teilung noch klar erkennbar. ...[Trotzdem wurde die] Trennung von Frauen- und Männerseite bis zuletzt streng durchgeführt.

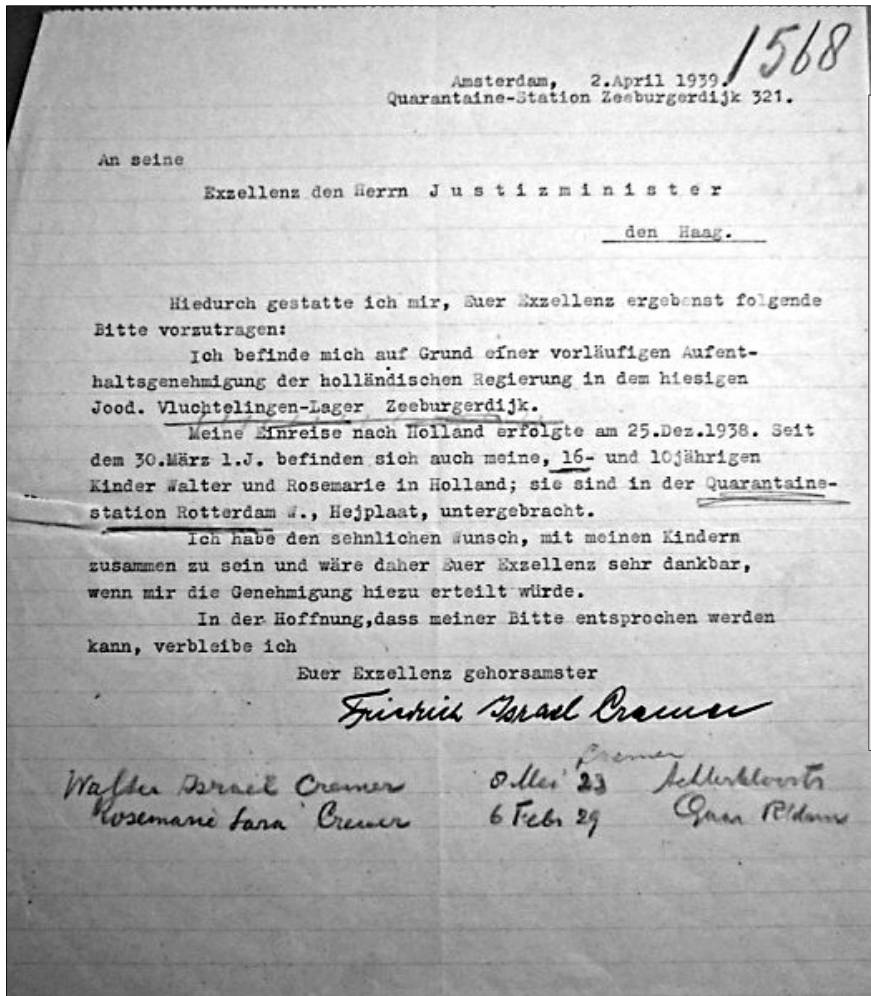
Wie anfänglich erzählt, gab es also noch den Nebeneingang. Der führte zunächst in einen recht dunklen Flur.

Auf der rechten Seite des Flures ist die schmale Eingangstür zur Frauensynagoge. ... Das Flürchen endete linker Hand in eine Art Kohlenschuppen, wo der Vorrat für den Ofen aufgestapelt wurde. Dieser Raum war früher, wie ich hörte, das Frauenbad, das vorgeschriebene Tauchbad für die Frauen. Aber zu meinen Lebzeiten schon außer Dienst. ...

Im ersten Stock befanden sich 2 Räume: Erstens ein kleiner Vorraum zum Chor rechter Hand und geradeaus der größere Sitzungssaal. Dort tagten Repräsentanz und Vorstand und dort hielt auch jeder jüdische Verein seine Sitzungen ab. ...

Nun kennen wir ein wenig von der Neuwieder Synagoge. Da stand sie nun, versteckt in der Sackgasse, unauflöslich verbunden mit meiner Jugend, die ich wohlgeschützt zwischen Schule und Synagoge verbrachte. – Wahrzeichen auch einer toleranten Zeit. ... Sie starb zuerst, die kleine, bescheidene Synagoge; [danach] begann dann das Martyrium und der Tod und die Entwürdigung seiner Gläubigen!“

Damit ist der Übergang geschaffen zu dem unsäglichen Leiden der jüdischen Bürger Neuwieds unter dem Nationalsozialismus.



Philipp Walter Cremer



Brief von Friedrich Cremer

Die

Kaufmannsfamilie Friedrich (Fritz) Cremer aus der Mittelstraße habe ich ausgewählt, weil an ihr sowohl das große Leid der jüdischen Familien Neuwieds spürbar wird, als auch die Zerstörung immer wieder aufkeimender Hoffnungen auf Bewahrung und Rettung. Fritz Cremer wurde am 2. November 1894 in Gelsdorf bei Ahrweiler geboren und war seit dem 23. Februar 1922 mit Caroline Thea (Theodora), geb. Baer, aus Trier verheiratet. Das Ehepaar hatte eine Tochter, Rosemarie-Susanna, geboren am 6. Februar 1929, und einen Sohn, Philipp Walter, geboren am 8. Mai 1923.

Im Gefolge der Reichspogromnacht wurde Friedrich Cremer vom 15. bis 20. November 1938 in Dachau inhaftiert. Das Geschäft sowie die Wohnung im 1. Stock in der Mittelstraße wurden demoliert. Die Familie konnte den Vater glücklicherweise nach 2 Wochen freikaufen, aber nur unter der Bedingung, dass er in ein Lager eingeliefert würde. Am 25. Dezember 1938 gelang ihm jedoch die Flucht in die Niederlande. Am 30. März 1939 folgten ihm seine Kinder Rosemarie Susanna (10 Jahre) und Philipp Walter (16 Jahre). Dort waren sie zunächst in der Quarantänestation Heijplaat in Rotterdam untergebracht. Wann seine Ehefrau in die Niederlande kam, ist nicht bekannt. Fritz Cremer wohnte in Amsterdam, die Kinder in Rotterdam.

Am 2. April 1939 bat Friedrich Cremer in einem Brief an den Justizminister in Den Haag darum, zusammen mit seinen Kindern untergebracht zu werden. Ob diese Bitte erfüllt wurde, ist nicht bekannt. Am 27. Februar 1940 wurde Friedrich Cremer in das Übergangslager Westerbork deportiert. Der Sohn Philipp Walter folgte dorthin am 17. April 1940 und die

Tochter Rosemarie Susanna am 25. August 1940. Also alle zwischen Februar und August 1940; sie sollten dort 4 Jahre lang interniert sein.

Ab dem 1. Juli 1942 war das Lager als „Polizeiliches Judendurchgangslager Westerbork“ der Abfahrtsort von insgesamt 93 Zügen nach Auschwitz, Sobibor, Theresienstadt und Bergen-Belsen. Bis zum 18. Januar 1944 blieb Friedrich Cremer mit seiner Familie in Westerbork interniert. Sie lebten in der Baracke 14. Er war als Anstreicher und seine Frau als Barackenleiterin tätig. Rosemarie führte Transportlisten in die KZs.

Am 18. Januar 1944 wurde die gesamte Familie von Westerbork aus wegen "besonderer Verdienste **zusammen**" zunächst nach Theresienstadt deportiert. Dort pflegte Rosemarie völlig entkräftete Menschen. Am 28. September 1944 wurde Friedrich Cremer nach Auschwitz und von dort am 10. Oktober 1944 nach Dachau deportiert. Dort wurde er am 17. Dezember 1944 im Außenlager Kaufering ermordet.

Laut einer Mitteilung des ITS Bad Arolsen starb Philipp Walter Cremer am 3. Juni 1945 in Dachau an den Folgen der KZ-Haft. Das Dokumentationszentrum Dokin/NL und die KZ-Gedenkstätte Dachau geben als Datum seines Todes den 4. Juni 1945 und als Todesursache Enteritis an. (Darmentzündung, vielleicht als Folge von Typhus). Er wurde auf dem Waldfriedhof Dachau begraben.

Ehefrau und Tochter wurden in Theresienstadt von den Russen befreit. Die Niederlande erlaubten Rosemarie und der schwerstkranken Mutter nur nach größten Schwierigkeiten die Einreise. Von Amsterdam aus wanderten sie schließlich zu Verwandten in die USA aus. Auf unserer Webseite befindet sich ein Interview der Tochter Susanne.



Ich komme nun zur Familie Wolf und Mathilde Meyer, einer bekannten Schaustellerfamilie:

Zusammen mit den Kindern Rosa, Frieda und Johanna wurden sie alle Opfer der Shoa. Die Mutter starb in Theresienstadt bereits 1942, der Vater wurde 1944 weiter nach Auschwitz deportiert und dort am 15. Mai 1944 ermordet. Nur der Sohn **Julius** überlebte dank des mutigen und trickreichen Einsatzes seiner christlichen Frau **Agnes**. In einem Brief an den Neuwieder Arzt und Schriftsteller Friedrich Wolf schildert Julius Meyer die Geschichte seiner Familie von den 20er Jahren bis zum Kriegsende. Friedrich Wolf setzte ihr als „Karusselle Agnes“ ein literarisches Denkmal.



Wolf Meyer



Julius Meyer

Aus ärmlichsten Anfängen Mitte des 19. Jahrhunderts arbeitete sich die Familie Meyer zum beliebten und geachteten Kirmes-Betrieb hoch. Mit der Machtübernahme 1933 begannen die Behinderungen und Verunglimpfungen. Zu Anfang konnte das Schlimmste mit großzügig verteilten Freikarten verhindert werden. Die Behörden fanden Gründe, Stellplätze auf Volksfesten abzulehnen. Mit dem Argument, der Betrieb gehöre schon seit langem der christlichen Ehefrau und einem neu eingesetzten, aber – wie sich herausstellte -betrügerischen Geschäftsführer zog die Familie Julius Meyer in entferntere, minderwertigere Orte. Ein regelrechtes Nomadenleben begann, das sie bis nach Schlesien und in die Tschechoslowakei führte. Zwischendurch machte Julius Meyer immer mal wieder einen heimlichen Besuch bei seinen Eltern in Neuwied.

Ich zitiere aus dem oben erwähnten Brief von Julius Meyer an Friedrich Wolf zum 11. Nov. **1938: „Am 11. November fuhren wir von Osten mit dem PKW an den verbrannten Synagogen vorbei, sahen die zerstörten Wohnungen und Geschäfte und kamen am 12.11.38 nachmittags**

in Neuwied an. Wir begaben uns zunächst zu den Trümmern der Synagoge und dann zur Junkerstraße 45 zu den Eltern. Dort war man dabei die letzten Scherben wegzuräumen, was von Holzstücken übrig blieb, hatte der Schwager [Adolf Wilp] so gut es ging, zusammengeflickt. Der Vater war aus der „Schutzhaft“ wieder entlassen. Aber, was ich nicht vergessen werde, die Mutter hatte bei der Aktion einen Schlaganfall bekommen und behielt seither ein Zittern in den Händen.

Ich zitiere Julius Meyer aus dem Jahr **1940**:

„In Neuwied war es auf der ganzen Linie trostloser geworden. Beschlagnahmen von Decken und Betten für die „armen Soldaten“, dauernde Schikanen der Behörden, nur im Dunkeln gaben die Bäcker Brot, meine Frau und mein Sohn holten damals die Lebensmittel ein, damit wir nicht zuviel in die Öffentlichkeit zu gehen brauchten. Die Gänge zu den Behörden unternahm meine Frau, um schon in der Öffentlichkeit zu demonstrieren, dass meine Angehörigen und ich nicht alleine standen. Jedoch die wenigen Wochen gingen herum. Wir mussten wieder zurück nach Weidenau (Schlesien). Dort war es still geworden. Der damalige Winter war furchtbar, wir brachten unsere Zeit bei 36 bis 40 Grad unter Null im Wohnwagen zu und mussten öfter mit der Lötlampe die Fenster und die Tür lostauen, welche zugefroren waren. Die Bettdecken froren an den Wänden fest, und wir hatten alle drei erfrorene Beine und Füße.“

Und weiter aus **1941**:

„In Heddesdorf gab keine Bäckerei mehr Brot für die Juden. Während unseres Aufenthaltes waren sie ja diesen Sorgen enthoben. Der Vater war damals fast 72jährig, vollkommen zermürbt und trotzdem musste er in jenem harten Winter auf die Straße, um mit den anderen Juden Eis zu hacken. Aber das raubte ihm, der ja an Arbeiten gewöhnt war, nicht den Lebenswillen, denn als meine Frau vorschlug, um allem ein Ende zu machen, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden (d.h. sie mit uns) und den Gashahn aufzudrehen, winkte der Vater ab und meinte, damit haben wir immer noch Zeit.“

Julius' Schwester Rosa wurde im März, die Eltern im Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert. Die Mutter starb im Oktober 1942. Wolf Meyer wurde 1944 von Theresienstadt weiter nach Auschwitz deportiert und dort am 15. Mai 1944 ermordet. Unter größten Gefahren und mit vielen Tricks gelang es Julius, dem Vater Essen in das Lager zu schmuggeln und danach auch kleinere Pakete zu schicken. Auch die anderen Schwestern wurden 1942 deportiert. Es ist nicht möglich, hier die einzelnen Stationen, Rückschläge, Gefährdungen der Restfamilie zu schildern. Sie sind auf unserer Webseite nachzulesen. Bis Kriegsende tauchte die Familie an unterschiedlichen Orten im Sudetenland unter.

Nach dem Kriegsende kehrten die Überlebenden der Familie nach Neuwied zurück. Danach war nicht einfach „alles wieder gut“. Lakonisch schreibt Julius Meyer: „**Was sich nach der Befreiung abspielte, und was wir sonst noch erleben mussten, ist so empörend und ekelerregend, dass ich es hier nicht wiedergeben möchte.**“

FOTO MAHNMAL Trotzdem versuchte er, in Neuwied wieder eine jüdische Gemeinde zu gründen, was ihm aber - z.T. aus finanziellen Gründen - nicht gelang. Aus Anlass der Errichtung eines Mahnmals zur Erinnerung an die Opfer der Shoa auf dem Jüdischen Friedhof in Niederbieber **1947** sagte er u.a.:



Jüdischer Friedhof in Neuwied-Niederbieber

„Auf diesem Boden, der Gebeine unserer Vorfahren seit Jahrtausenden birgt – auf diesem Boden, der die Grabsteininschriften vieler unserer Glaubensbrüder trägt, die in den Kriegen im Glauben für eine gerechte und gute Sache gekämpft – ihr Leben für ihr vermeintliches Vaterland opferten – also im Namen Deutschlands – auf diesem Boden sind wir 18 Überlebende der vor 1933 über 600 Mitglieder zählenden Gemeinden des Kreises Neuwied erschienen – umgeben von unseren Freunden und Gästen, um jener zu gedenken, die Opfer der furchterlichen Barbarei der Geschichte wurden, um sie zu ehren, um ihnen das, was uns innerlich bis zu ihrem Tode mit ihnen verbindet, auch äußerlich durch die Errichtung dieses Gedenksteines zum Ausdruck zu bringen. Und er schließt: Was 12 Jahre nazistischen Terrors, Folterungen, Entbehrungen und Lagerleben in unsere Herzen und Leiber hineingedrückt haben, das nicht von heute auf morgen hinausgedrückt werden kann. Jeder, der sein Herz und sein Gewissen handeln lässt, erfüllt unseren Hinterbliebenen gegenüber eine menschliche und göttliche Pflicht.“

Ein Jahr später – also 1948! - ist zur Trauer die Verbitterung hinzu gekommen. Ich zitiere:

„Was ist geschehen, um den Antisemitismus, dieses erbärmlichste und feigste Verbrechen an der Menschheit wirksam zu bekämpfen?! – und nach all dem was durch den Antisemitismus sich im Namen Deutschlands in jenen 12 Jahren abspielte, was ist geschehen, um diesen Antisemitismus auszurotten?“

Die Antwort geben uns die Länder selbst: Nichts ist geschehen, denn antisemitische Ausschreitungen, Friedhofsschändungen und andere Symptome der letzten drei Jahre zeigen uns, dass dieses Verbrechen in den Ländern, d.h., in Deutschland lebendig geblieben ist. ... Ein kleiner Lichtblick bilden die Wenigen, die den Mut aufbringen, ihre Stimme gegen diesen Ungeist zu erheben und in unserem Kreisgebiet ist Herr Landrat Bruchhäuser derjenige, der aufrecht und mannhaft in aller Öffentlichkeit diese Verbrechen brandmarkt.“

Und Julius Meyer zitiert Ernst Wiechert, der, nachdem er eine Broschüre über Buchenwald schrieb und ihm eines nachts die Fenster eingeworfen worden waren, erklärte: „Dieses Volk ist so tief gesunken, ich habe keine Hoffnung mehr.“ Julius Meyer weiter: *„Und ich füge hinzu, dass diesem Volk überhaupt der Wille fehlt, den Weg des Lasters zu verlassen. Auch hierüber mögen die wenigen Anständigen nicht hinwegtäuschen. Wollte Gott, dass wir uns täuschen und Besinnung und Toleranz sowie guter Wille zur Herrschaft gelangen, und möge diese Feierstunde, die ich hiermit für eröffnet erkläre, dazu ihren Beitrag leisten.“*

Mit diesen bitteren Worten der Klage und Anklage schließt sich mein Argumentationskreis: Wenn man unmittelbar nach der grässlichen Kriegserfahrung nichts gelernt hat, wann dann?? In welche Zukunft gehen wir heute? Wird es eine friedlichere, tolerantere sein? Oder neigt der Mensch sozusagen genetisch zu Verachtung, Hass und Ausgrenzung? Und hält er diese Neigung nur durch Moral, Ethik und Zivilisation mühsam unter Kontrolle? In meiner übergroßen Naivität habe ich früher immer gedacht: Nach 1945 war alles wieder gut. Damals wie heute war und ist nicht alles wieder gut. Es bleibt für uns eine immerwährende, immer wieder neue, vielleicht nie zu erfüllende Aufgabe.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

ROLF WÜST , Neuwied, März 2018